

spenden und Vertrauen auf Gott einflößen will, da sie vielfältigen Nachstellungen ausgesetzt sind, weil sie sich dem Kaiserkult verweigern. Die apokalyptische Symbolik stellt den Glaubenden vor Augen, daß die Herrschaft endgültig Gott gehören wird und ihm letztlich auch schon gegenwärtig gehört, selbst wenn der Augenschein dagegen spricht.

Ohne diese politischen Implikationen zu leugnen, brachte Trummer auch die innerpsychische Dimension ins Spiel. Er deutete die Bilder der Apokalypse als Visualisierungen der christologischen Grundbotschaft und der schmerzhaften Prozesse christlicher Identitätsfindung angesichts der Macht des Bösen, das auch nach den Herzen der Glaubenden greift. Gerade durch die Visualisierung ermöglicht die Johannes-Offenbarung Heilung von diesem Leiden: durch die Konzentration auf das Ursymbol Gottes, den inkarnierten, gekreuzigten und auferweckten Jesus Christus.

## Die bildsprachliche Ebene ernst nehmen

Wie der scheidende Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft der deutschsprachigen katholischen Neutestamentler, *Karl Kertelge* (Münster), zum Abschluß der Tagung feststellte, muß die historisch-kritische Exegese die bildsprachliche Ebene der Bibel ernst nehmen und deren Eigenbedeutung anerkennen. Sie hat die Aufgabe, zum genauen Anschauen der biblischen Urbilder anzuleiten. Und sie hat auch die Möglichkeit dazu. Sie geht nicht von

postulierten Archetypen hinter den Schriften aus und befragt die Texte dann daraufhin, welchen sie repräsentieren. Sie setzt vielmehr bei den ausformulierten Texten und deren spezifischer Sprachgestalt an. Dazu gehört auch, daß sie deren Metaphorik und Symbolik zu beschreiben versucht. Weil ihre Aufgabe in der Erschließung des ursprünglichen Aussagesinns liegt, untersucht sie im Blick auf die Verfasser und ihrer Adressaten den Hintergrund, den Gehalt und die Wirkung der Bilder. Dazu kann und muß sie sich die Ergebnisse der religionsgeschichtlichen Forschung zunutze machen. Sie darf aber nicht wie die „religionsgeschichtliche Schule“ zu Beginn dieses Jahrhunderts auf die Frage nach Abhängigkeiten fixiert sein, sondern muß sich auf den *Strukturvergleich* unterschiedlicher Ausdrucksformen konzentrieren (ohne deshalb traditionsgeschichtliche Forschungen für obsolet zu erklären). Wenn sie so vorgeht, kann sie nicht nur erkennen, daß ein Text ein archetypisches Symbol zitiert, sondern auch *wo* und *wie* er es zitiert: Sie kann seinen Ort im Ganzen des Textes bestimmen; sie kann seinen spezifischen, typisch biblischen Zugang zu diesem Symbol charakterisieren, und sie kann seine Auseinandersetzung mit dessen anderen (möglicherweise konkurrierenden) zeitgenössischen Artikulationen beschreiben. Sofern sie der Theologie dienen will, muß sie indes, worauf *Heinz Schürmann* (Erfurt) hinwies, noch ein übriges tun; Soweit die Texte dies hergeben, muß sie versuchen, inmitten der zahlreichen neutestamentlichen Metaphern und Symbole Jesus Christus als das eine Bild Gottes (2 Kor 4, 4; Kol 1, 15) zu erkennen.

*Thomas Söding*

# Katastrophen- und Verbrechensberichterstattung

## Nachbetrachtungen auf den VIII. Tutzinger Medientagen

*Die VIII. Tutzinger Medientage vom 3. bis 5. April galten Nachüberlegungen zu zwei Ereignissen, wo journalistisches Verhalten jenseits des guten Geschmacks, wenn nicht des ethisch Zulässigen besonders auffallend gewirkt hat: beim Grubenunglück von Borken und beim Geiseldrama von Gladbeck. Es gab eindrucksvolle Schilderungen, auch Anzeichen von Gewissensforschung, aber wenig Bereitschaft zu klarer Grenzziehung. Unsere Mitarbeiterin Helene M. Reischl berichtet.*

Angenommen, es hätten nach der Grubenexplosion in Borken im Sommer letzten Jahres die meisten Verunglückten noch lebend gerettet werden können – man hätte sie vermutlich mit dem Hubschrauber ausfliegen müssen. Den Parkplatz auf dem Gelände vor der Grube hielten nämlich die Journalisten mit rund 250 Fahrzeugen besetzt; und auch dorthin hatten sie sich erst zurückgezogen, nachdem die Polizei sie – teilweise unter Gewaltan-

wendung – vom Grubeneingang weggedrängt hatte. „Borken war ja Berichterstattung aus erster Hand“, urteilt Polizeihauptmeister *Klaus Kaufmann* (Homberg), der dort zur Einsatzleitung gehörte, sarkastisch. „Wir haben nur die Totenruhe bewacht.“

## Wieweit darf Berichterstattung gehen?

Das Szenario, das Kaufmann bei den VIII. Medientagen der Evangelischen Akademie Tutzing entfaltete, erscheint gespenstisch. Demnach waren in Borken einige Hundertschaften von Polizisten allein damit beschäftigt, die herbeigeeilten Angehörigen der Kumpels vor der Bild- und O-Ton-hungrigen Meute der Journalisten abzuschirmen und die Turnhalle, in der die Toten schließlich aufgebahrt wurden, zu sichern. Noch für die Beerdigung Tage später war ein umfangreiches Polizeiaufgebot notwendig. Es gab kaum etwas, vor dem die Reporter zurückschreckten,

um doch noch an Bilder zu kommen: Einer bot einem Beamten Geld, damit er ihm einen Toten ablichte, andere schlüpfen in Arztkittel und Feuerwehruniformen. Ein Illustriertenreporter verschaffte sich Zugang zu einer Privatwohnung, indem er sich als Mitglied der Grubenleitung ausgab; in eine Wohnung wurde eingebrochen, und mehrmals mußte die Polizei ausrücken, um aufdringliche Journalisten aus Wohnungen hinauszuerwerfen. Machtlos waren die Polizisten allerdings gegenüber jenen Medienvertretern, die Hubschrauber gechartert hatten und damit den Funkverkehr am Unglücksort erheblich störten.

In Tutzing wurde freilich auch daran erinnert, daß es ein Richtmikrofon des Hessischen Rundfunks war, das sechs Verschütteten das Leben gerettet hat. Der Zynismus und die rücksichtslosen Recherchiermethoden von Journalisten, wie sie in Borken zu beobachten waren, wurden vom Tagungspublikum mit Entrüstung quittiert. (Ein Journalist soll in Borken gesagt haben: „Jetzt brauche ich nur noch eine Leiche und eine weinende Mutter, dann habe ich alles im Kasten.“) Die allgemeinere Frage, wie weit Leid und Schmerz in öffentlichen Medien dargestellt werden dürften, war hingegen nicht so einfach zu beantworten. Es sei nur dann gerechtfertigt, wenn Unrecht dokumentiert werden müßte, meinte die evangelische Pfarrerin *Erika Eckhardt*, die zur Zeit des Grubenunglücks Praktikantin beim Hessischen Rundfunk war und so Zeugin des Geschehens danach wurde. In Borken sei dies nicht der Fall gewesen; vielmehr seien die Menschen dort benutzt worden, um Sensationsbedürfnisse zu befriedigen. Von der Arbeit der zahlreichen Helfer habe man in den Berichten wenig erfahren – wie überhaupt das Wesentliche in ihren Augen erst später erfolgte: mit der Gründung einer Selbsthilfegruppe, in der die Betroffenen (auch die Helfer sind einbezogen) gemeinsam die Katastrophe zu verarbeiten suchen.

## Konkurrenzdruck als moralisches Passepartout

Wie weit darf authentische Berichterstattung gehen, wo endet die Chronistenpflicht und beginnt die Verletzung der Menschenwürde? – so lautete also die Grundfrage dieser Medientage, die sich unter dem Titel „Immer in der ersten Reihe“ (in Anspielung auf den Werbeslogan der beiden öffentlich-rechtlichen Anstalten) mit Katastrophenberichterstattung vor allem im Fernsehen befaßten. Den Hintergrund bildeten dabei die durch private Anbieter verschärfte Wettbewerbssituation auf dem Medienmarkt einerseits und die Erfahrung von Beteiligten und Betroffenen im Zusammenhang mit den Ereignissen von Borken und Gladbeck/Bremen andererseits. Diese von *Günther Jauch* kenntnisreich und taktvoll moderierten Gespräche, in denen die Situation vor Ort rückblickend vergegenwärtigt wurde, gehörten zu den eindringlichsten Abschnitten der Tagung.

Gibt es eine Grundregel für journalistisches Verhalten am Ort der Katastrophe oder des Verbrechens? Für den Poli-

zisten Kaufmann hieße das, daß der Journalist sich in die Lage des Betroffenen versetzt. „Das wäre meine Schamgrenze“, sagte er; wenn er sich z. B. vorstellte, seine Frau in dieser Situation zu fotografieren und wollte es nicht, so dürfte er das auch nicht bei anderen tun. Über die Realität macht er sich indes keine Illusionen: „Ob ich damit bei meinem Chefredakteur Erfolg hätte oder der sagen würde: „Da kannst du morgen bei der Polizei bewerben?“ Und er war auch so ehrlich, zuzugeben, daß er sich als Zuschauer anders verhält: „Wenn das Erste Programm nur einen Teil zeigen würde und das Zweite mehr, würde ich auch umschalten.“

Vom Konkurrenzdruck, der die journalistische Moral untergräbt, vom Zuschauerverhalten und von der Jagd auf Einschaltquoten war in den folgenden Diskussionen immer wieder die Rede. So wies auch der Heidelberger evangelische Theologe *Wolfgang Huber* darauf hin, daß eine Medienethik mehr zu sein hätte als eine Ethik des Journalismus, nämlich eine „Ethik des Medienkonsums“. Die Journalisten wollten er damit keineswegs aus der Verantwortung entlassen; sie seien verantwortlich für die Folgen, die ihre Recherchen und bebilderten Darstellungen auslösen. Die Kritik durch die Publizistik, die bei der Ausübung staatlicher Gewalt den Maßstab der Menschenwürde anlege, sei nur dann respektabel, wenn sie die Maßstäbe, die sie auf andere anwende, auch für sich selbst gelten lasse. Die Achtung vor der Würde des Menschen, der nicht als Mittel, sondern als Zweck in sich selbst zu behandeln sei, und darüber hinaus vor allem Lebendigen sollte nach Auffassung des Theologen den Kern einer Medienethik bilden. Daß es für Verachtung des Lebendigen einen Markt gebe, könne keine Rechtfertigung dafür sein, sich an dieser Verachtung zu beteiligen, ja aus ihr Profit zu ziehen.

Daß die Ethik gegenüber der Macht der bewegten Bilder (und in einer Gesellschaft, in der der Wettbewerb Strukturprinzip ist) nur einen schwachen Stand hat, weiß Huber sehr wohl. Ob inszenierte Wirklichkeit oder Spiel – der Zuschauer werde vor allem unterhalten; die Grenzen zwischen Fakten und Fiktion verwischten sich. Weil Gewalt ein Mittel des Entertainments sei, werde ihr auch in Informationssendungen ein wichtiger Platz eingeräumt, würden „mit wachsender Hemmungslosigkeit“ Bilder von Gewalttaten beigebracht und gesendet. Eine weitere Tendenz, die sich für Huber damit verbindet, ist die „Instrumentalisierung der Intimität“. In der Unterhaltungskultur gebe es keine Trennung mehr von Öffentlichem und Privatem.

„Das Fernsehen ist direkter, schneller, und das heißt auch, brutaler und frecher geworden“ – so hatte zuvor *Wim Koole*, Direktor der evangelischen „IKON-Television“ im niederländischen Hilversum, die Entwicklung charakterisiert. Wie kein anderes Medium sei das Fernsehen heute öffentliches Eigentum und ein Machtfaktor, der Pressure-groups anziehe, in dem aber auch die Zuschauer nicht ohne Einfluß seien. Von der „Hexenjagd“, die verschiedene Zeitungen nach der Gladbecker Geisel-

nahme auf Fernsehjournalisten eröffnet hatten, distanzierte sich Koole deutlich. Er sieht Gefahren für die Unabhängigkeit des Fernsehens eher im Verfall der politischen Moral und in dem Raffinement, mit dem Politiker sich der Medienszene anpassen und sich ihrer gleichzeitig bedienen.

## Komplizenschaft aus professioneller Routine

Wenn im Verlauf der Tagung im Zusammenhang mit dem sogenannten Geiseldrama von Gladbeck, Bremen und Köln mehrfach das Stichwort „Heuchelei“ fiel, so hatte das auch etwas zu tun mit dem Mißverständnis, daß eine weitverbreitete Willfährigkeit von Journalisten gegenüber Politikern kaum als Skandal empfunden wird, während man sich über die Verwicklung von Journalisten in diese Geiselafläre öffentlich entrüstete. („Dann reden wir auch über die ganze Komplizenschaft“, verlangte *Gerd Berger* vom Westdeutschen Rundfunk.) Daß die Fernsehmacher sich hier nicht als Sündenböcke abstempeln lassen wollen, wird verständlich, wenn man weiß, welche unrühmliche Rolle gerade auch Vertreter der *Printmedien* bei dem Geschehen spielten.

Von leitenden Fernsehredakteuren war in Tutzing zu hören, das Verbrechen, bei dem Gangster sich erstmals in dieser Weise der öffentlichen Medien bedienen und Journalisten zu ihren Komplizen machten, lasse sie bis heute nicht los. In den Berichten der unmittelbar Beteiligten erhielt das Ungeheuerliche dann fast wieder einen Anstrich von Normalität. Zum Nachdenken sind sie damals ohnehin nicht gekommen: der Redakteur *Burghard Gadaczek* etwa vom Hörfunk-Studio des WDR in Essen, der in Gladbeck vom Ü-Wagen aus – quasi in der ersten Reihe – die Bank beobachtete, in der sich die Geiselnahmer mit ihren Opfern verschanzt hatten. Bestürmt von den öffentlich-rechtlichen Hörfunksendern der ganzen Republik, setzte er an diesem Tag 36 oder 37 Berichte ab. „Nach der nächsten Musik sind Sie drauf“, hieß es da lapidar; daß einer dann redet, gehört eben zum Beruf. Als Gadaczek bei der Einsatzleitung der Polizei Informationen einholen wollte, sagte man ihm: „Die unterhalten sich nicht mit uns, rufen Sie doch in der Bank an.“ Das hat er nun nicht getan, andere Kollegen freilich schon.

„Plötzlich drin in der ganzen Sache“ fand sich der Bremer Fotoreporter *Thomas Wattenberg* (dpa), der, gerade aus Frankfurt kommend, den Busbahnhof mit dem von den Gangstern gekaperten Bus aufsuchte; als er dort einen Kollegen einsteigen sah, dachte er: „Den kannst mal begrüßen, der weiß vielleicht mehr“ – und hatte auf einmal eine „Knarre“ vor sich. Obwohl er sich danach vorkam „wie bei den Dreharbeiten zu einem schlechten Tatort“, hat er es doch nicht versäumt, auf den Auslöser zu drücken und seine Bilder zu schießen: Rösner beim Interview, wie er Silke Bischoff die Pistole an die Schläfe hält, später den toten italienischen Jungen Emanuele. Hat er keine

Angst gehabt? „Ich weiß nur“, sagt Wattenberg dazu, „daß es für mich ein ganz normales Arbeiten war.“

Professionelle Routine herrschte zunächst auch bei dem dpa-Korrespondenten *Manfred Protze* (Oldenburg) vor, der spätabends die Information erhielt, die Gangster seien mit dem Bus in Richtung Holland unterwegs. Da die Polizei mit Auskünften geizte, begab er sich selbst mit einem Taxi auf Spurensuche, fand sich auf der Autobahn unversehens hinter dem Linienbus und blieb dran, bis der anhielt und mehrere Schüsse auf das Taxi abgefeuert wurden. Trotzdem ist er dem Bus, wenn auch in einigem Abstand, weiter bis zur Grenze gefolgt. Er wertet das heute eher als „Schockroutine“ denn als überlegte Tat. Im übrigen, gab Protze – der pikanterweise bis vor kurzem Vorsitzender des Beschwerdeausschusses des Deutschen Presserates war – zu bedenken, sei er als Nachrichtenjournalist ständig mit „Regelverletzungen und Ausnahmescheinungen“ konfrontiert und damit einem „Restrisiko“, mitunter auch einem nicht kalkulierbaren Gewaltpotential ausgesetzt.

Wie die Geiselnahmer aktiv Medienarbeit manipulierten, das habe die Lage der Polizei schon sehr erschwert, berichtete *Albert D. Lohse*, Leiter der Schutzpolizei in Bremen (der in diesem Fall jedoch nicht Einsatzleiter war). „Wir müssen uns in unserer Arbeit darauf einstellen, daß wir von Ihnen begleitet werden“, gestand er den Journalisten gleichwohl nobel zu. Er verhehlte allerdings nicht die Komplikationen, die sich daraus am Tatort in Bremen ergaben (wo die Polizei, wie bei der Tagung auch festgestellt wurde, ein Vakuum offengelassen hatte): So mußten beispielsweise die umliegenden Häuser mit Beamten besetzt werden, um zu verhindern, daß Reporter die Fensterplätze okkupierten; Hörfunkreporter informierten mit ihrer Live-Berichterstattung zugleich die Gangster und unterliefen so die polizeiliche Strategie. Im Alltag funktioniert die Abstimmung zwischen Polizei und Medien nach Lohses Erfahrung gut; in solch einer Ausnahmesituation aber „geht nichts mehr“.

## Gangsterinterviews als Dokument?

Was würden die Verantwortlichen aus den TV-Chefetagen heute anders machen? Was haben sie gelernt aus den Vorgängen im August 1988 und den anderen „Katastrophen“ – vom toten *Uwe Barschel* in der Badewanne bis hin zu Ramstein, Remscheid und Lockerbie? Vom Tatort eines Verbrechens aus würde man heute jedenfalls nicht mehr live berichten, wie dies im ZDF bei der Abfahrt der Geiselnahmer in Gladbeck geschah. Die Entwicklung sei dann nicht mehr kontrollierbar, sagte ZDF-Chefredakteur *Klaus Bresser* in Tutzing. Was die zeitversetzte Sendung angeht – darum handelte es sich bei den öffentlich-rechtlichen Fernsehveranstaltungen ja in Bremen und Köln –, wollte man sich so generell nicht festlegen und verwies auf die Möglichkeiten der redaktionellen Aufbereitung. *Ulrich Meyer*, Nachrichten-Chef bei RTL-plus, räumte ein, daß sein Sender mit dem Anruf in der Bank „eine Grenze

überschritten“ habe; zu den Szenen in Köln steht er aber nach wie vor („wenn jeder sein Interview bekommt ...“). „Die journalistischen Schmutzfinken“, hielt er dem kritischen Akademiepublikum entgegen, „sitzen nicht bei RTL-plus.“ Für Prof. *Christian Pfeiffer* vom Kriminologischen Forschungsinstitut in Hannover geht der angekündigte Verzicht auf Live-Übertragungen längst nicht weit genug. Solange Geiseln in der Gewalt von Verbrechern seien, dürfe „keine Berichterstattung am Mann“ erfolgen. Daß er seine im speziellen Fall durchaus begründete Forderung auch auf Demonstrationen und Hausbesetzungen ausdehnte, löste bei den Teilnehmern allerdings Widerspruch aus.

Die Medienverantwortlichen gaben sich in Tutzing zwiespältig, zwischen Reue und trotziger Selbstbehauptung schwankend. „Wir sind nicht die Gouvernanten der Nation“, betonte Klaus Bresser, und *Ulrich Kienzle* von Radio Bremen wehrte sich: „Mit Moral allein kann ich doch kein Fernsehen machen.“ Der Gedanke, daß „wir die Polizei möglicherweise in die schwierige Lage gebracht (haben) durch die irrsinnige Berichterstattung“, beunruhigte den ARD-Mann aber doch. Zugleich war er sich sicher, daß jemand, der das Interview mit Bankräuber und Geiselnnehmer Rösner in Bremen nicht gemacht hätte, „von den Kollegen ganz schön für blöd gehalten worden“ wäre. (Ähnlich argumentierte anderntags *Manfred Buchwald*, der neue Intendant des Saarländischen Rundfunks: „Wir wären ebenso gescholten worden, wenn wir die Bilder nicht gezeigt hätten.“) Das Gangster-Interview sei eben doch, gerade in seiner Monstrosität, als Dokument zu werten, erklärte Kienzle, auch in diesem Punkt mit Bresser übereinstimmend – was *Herbert Riehl-Heyse* von der Süddeutschen Zeitung zu der Frage veranlaßte, ob dann überhaupt ein Vorgang denkbar sei, der nicht als Dokument verwendet werden könnte. Riehl-Heyse, der 1990 als Chefredakteur zum „Stern“ wechselt, hätte es übrigens lieber gesehen, wenn man das Thema etwas allgemeiner angegangen wäre und sich, statt von „Sonderfällen“ zu reden, mit der Problematik eines „sauberen Journalismus“ befaßt hätte.

Immer wieder wurde in den Beiträgen auch dieser Gesprächsrunde, die *Gisela Marx* vom WDR in Köln moderierte, auf die Sogwirkung des Wettbewerbs hingewiesen, der Maßstäbe verändere. Mit diesem Argument kann man sich freilich auch leicht aus der Verantwortung stehlen nach dem Motto: „Wenn wir das nicht machen, macht es eben RTL-plus“ (O-Ton Kienzle). Dem Theologen Huber, der an dem Punkt nachhakte und fragte, inwieweit die Berufung auf die Konkurrenz schon den „Charakter der Selbstkommerzialisierung“ trage, entgegnete Bresser mit einem pragmatischen Einwand: „Die Politiker stellen die Gebühren in Frage, wenn wir nicht mehr oben mitspielen.“ Und auch *Heinz Burghart*, Chefredakteur beim Bayerischen Fernsehen, warnte: „Die von den Politikern vollmundig versprochene Bestandsgarantie hilft uns nichts, wenn wir nicht akzeptiert werden.“ „Wir müssen heute unterhaltsamer sein“, beschrieb Burghart die Situa-

tion; das gehe zu Lasten der journalistischen Qualität. Der Devise der „Langsamkeit“ – für die Huber plädiert hatte – sei früher mehr stattgegeben worden als heute. Oft sei man gezwungen, Vorgänge zu kommentieren, noch bevor man sich eine genauere Kenntnis der Sachlage verschafft habe.

„Natürlich ist die Quote relevant für das Erfolgserlebnis“, bestätigte Manfred Buchwald in der Schlußrunde der Tagung und kritisierte die Politiker, die mit der Einführung des dualen Rundfunksystems im Grunde „ein nicht geliebtes Rundfunksystem“ hätten konterkarieren wollen. Die soziale Kommunikation in der Gesellschaft befinde sich – bei einem zunehmenden Angebot an Massenkommunikation – an einem „bedenklichen Tiefpunkt“. Für die Zukunft prophezeite Buchwald eine „Zweiklassen-Gesellschaft“: einen kleineren Teil von Zuschauern, der sich der Informationen bedient, und einen größeren, „der in einer Flut von Unterhaltung ertrinkt“. Eine Gefahr für die journalistische Arbeit sieht er in den erweiterten technologischen Möglichkeiten des Handwerks, die es immer weniger erlaubten, zu reflektieren. Dennoch äußerte sich Buchwald skeptisch gegenüber „wohlmeinenden Ratschlägen“, auf Live-Bilder u. ä. zu verzichten. „Wir alle dimensionieren unseren Sinn von Wirklichkeit an der Ausnahme“, stellte er fest. Katastrophen seien ein Teil der Welt. Ein Verzicht auf Berichterstattung wäre hier keine Lösung; allein die formale Bewältigung eines Themas sei entscheidend.

## Diskussion über Erfahrungen öffentlich machen

Mut zum „Dagegenhalten“ forderte *Manfred Fluß*, Bremen, der Mitglied des ARD-Programmbeirats ist. Die Strategie von ARD und ZDF müßte darin bestehen, sich auf die Unterschiede zu den Privaten und auf die eigenen Qualitäten zu besinnen. Der kommerziellen Billigware nachzulaufen, bedeute ein falsches Verständnis von Markt und Wettbewerb. Das öffentlich-rechtliche Fernsehen schaffe sich dann am schnellsten ab, wenn es „gesichtslos“ und den Privaten zum Verwechseln ähnlich werde. Im übrigen sei die Akzeptanz von Programmen nicht einfach mit Einschaltquoten gleichzusetzen.

Für einen „offensiven Journalismus“ plädierte am Ende *Hans-Wolfgang Heßler*, EKD-Fernsehbeauftragter und Direktor des Gemeinschaftswerks der Evangelischen Publizistik (GEP) in Frankfurt, das Mitveranstalter der Tutzinger Medientage ist. Er ermunterte die Kollegen, auch weiterhin zu versuchen, „Wirklichkeit in der stärksten Authentizität zu vermitteln“. Der Aufenthaltsort des Journalisten sei immer die Grenze. Heßler sprach sich gegen eine Reglementierung der journalistischen Arbeit aufgrund bestimmter Ereignisse wie in Borken oder Gladbeck aus, da diese dann auf andere Zusammenhänge übertragen werden könnte. Vielmehr sei es notwendig, die Diskussion über den Umgang mit solchen Erfahrungen öffentlich zu machen.

*Helene Maria Reischl*